

Michael Hochgeschwender

## Die völkerrechtliche Anerkennung der USA im späten 18. Jahrhundert

**Abstract** Verglichen mit den Problemen, die der Umgang mit dem revolutionären oder napoleonischen Frankreich den europäischen Mächten in der Zeit zwischen 1789 und 1815 bereitete, verlief die Akzeptanz der USA auf dem internationalen Parkett spätestens ab dem Pariser Friedensschluss von 1783 erstaunlich harmonisch und reibungslos. Diese relative Friedfertigkeit, die allerdings mit dem Quasi-Krieg zwischen den USA und Frankreich 1798–1800, der Intervention der USA gegen die nordafrikanischen Emirate und schließlich den amerikanisch-britischen Krieg von 1812–1815 um Kanada ein abruptes Ende fand, hatte ebenso Gründe wie der rasche Übergang der jungen Republik in die bellizistische Normalität des ausgehenden *ancien régime*.

Der nordamerikanische Freistaat bewegte sich von Beginn an auf einer internationalen Ebene, die nicht allein durch die vielfältigen Differenzen und Probleme des europäischen Mächtesystems definiert war, sondern durchaus in einem globalen Rahmen gedacht war.<sup>1</sup> Letzteres galt umso mehr, wenn man zivilgesellschaftliche Akteure, beispielsweise Händler, Bankiers oder Missionare, einbezog. Immerhin war der Unabhängigkeitskrieg von 13 Festlandskolonien des Britischen Empire in Nordamerika von Beginn an in internationale Kontexte eingebettet.<sup>2</sup> Er

- 1 Vgl. allgemein zur Außenpolitik und Geschichte der diplomatischen Beziehungen der USA im Zeitalter der Revolution und der Frühen Republik John H. Latané und David W. Wainhouse, *A History of American Foreign Policy* (New York: Odyssey Press, 1940), 1–122; Bradford Perkins, *The Cambridge History of American Foreign Relations, vol. I: The Creation of a Republican Empire, 1776–1865* (Cambridge: Cambridge University Press, 1993), 17–146; Reginald Horsman, *The Diplomacy of the New Republic, 1776–1815* (Arlington Heights: Harlan Davidson, 1985); George C. Herring, *From Colony to Superpower: U.S. Foreign Relations since 1776* (New York: Oxford University Press, 2008), 11–92. Eine revisionistische Sicht bietet Walter LaFeber, *The American Age: U.S. Foreign Policy at Home and Abroad* (New York: W. W. Norton, 1994), 40–68.
- 2 Vgl. hierzu Peter J. Marshall, *The Making and Unmaking of Empires: Britain, India, and America, c. 1750–1783* (New York: Oxford University Press, 2007); John H. Elliott,

fand überhaupt nur als Ergebnis des Siebenjährigen Krieges statt, der wiederum auf der Jahrhunderttrivalität zwischen Großbritannien und Frankreich um globale Hegemonie gründete. Das Gefühl, zumindest indirekt von europäischen Bedrohungslagen betroffen zu sein, war unter den Siedlern weit verbreitet. Gleichzeitig aber waren die Konfrontationen auf nordamerikanischem Boden bis in die 1740er und 1750er Jahre insofern von den europäischen Kriegen isoliert, als sich die britischen Könige aus dem Haus Hannover, Georg I. und Georg II. sowie ihr leitender Minister Sir Robert Walpole, beharrlich weigerten, reguläre Soldaten zum Schutz ihrer weit entfernten und bis in die 1740er Jahre ökonomisch hinter den karibischen Zuckerinseln (Jamaica, die Bahamas und Bermudas, etc.) zurückstehenden Festlandskolonien zu entsenden.<sup>3</sup> Aus der Perspektive Londons standen genuin britische Interessen, die Karibik und die kontinentalen Anliegen des Hauses Hannovers im Zentrum allen militärischen und politischen Handelns. Vor diesem Hintergrund mussten die Festlandskolonien sehen, wo sie blieben. Dieser von Edmund Burke so genannte *wise and salutary neglect* hatte für das ökonomische und politische System der Kolonien bis in den Siebenjährigen Krieg hinein überwiegend positive Folgen, konnten sie sich doch ökonomisch durch Schmuggel und Piraterie Nischen erkämpfen, die vom Mutterland nicht kontrollierbar waren, zudem eigenständig Industrien und landwirtschaftliche Produktion aufbauen und auf internationalen Märkten einführen.<sup>4</sup> Mit dem Siebenjährigen Krieg, genauer mit dem Machtantritt Sir William Pitts 1757, änderte sich indes die Situation, was in den britischen Kolonien anfangs durchaus begeistert begrüßt wurde. Pitt stritt für eine neue Sicht des Empires, das nicht mehr vom europäischen Kontinent, sondern global, von der Seeherrschaft her gedacht werden sollte.<sup>5</sup> Gleichzeitig ideologisierte Pitt den laufenden Krieg in eine manichäische, apokalyptisch anmutende Auseinandersetzung zwischen dem guten, weil protestantischen und freiheitlichen Großbritannien und dem bösen, da absolutistisch-despotischen, katholischen Frankreich. Protestantismus und die Rechte freier Engländer standen im Zentrum des weltanschaulichen Konflikts zwischen Briten beiderseits des

*Empires of the Atlantic World: Britain and Spain in America, 1492–1830* (New Haven: Yale University Press, 2007) und Stephen Conway, *A Short History of the American Revolutionary War* (London: I.B. Tauris, 2013).

- 3 Vgl. Eliga J. Gould, *The Persistence of Empire: British Political Culture in the Age of the American Revolution* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2000); Peter Wende, *Das britische Empire: Geschichte eines Weltreiches* (München: C. H. Beck, 2008).
- 4 Siehe dazu u. a. Michael Hochgeschwender, *Die Amerikanische Revolution: Geburt einer Nation, 1763–1815* (München: C. H. Beck, 2016), 24–74 sowie speziell zum Schmuggel Peter Andreas, *Smuggler Nation: How Illicit Trade Made America* (New York: Oxford University Press, 2013).
- 5 Dick Leonard, *Eighteenth-Century British Premiers: From Walpole to the Younger Pitt* (London: Palgrave Macmillan, 2011), 133–134.

Atlantiks und Frankreich um die rechte Auslegung der Aufklärungstradition. In diesem Zusammenhang lernten die amerikanischen Kolonisten das Denken in globalstrategischen und umfassend weltanschaulichen Kategorien. Beides konnten sie, nachdem der Konflikt mit dem Mutterland sich zwischen 1765 und 1773 immer mehr zugespitzt hatte, im Rahmen des Unabhängigkeitskriegs dann gezielt für ihre eigenen Interessen einsetzen. Dazu gehörte schließlich auch das Bündnis mit den an sich ungeliebten Bourbonenmächten Frankreich und Spanien. In dieser Allianz lag eine gewisse Logik, denn gerade in Frankreich existierte eine Gruppe von revanchistischen Politikern und Höflingen, die eine Revision des demütigenden Friedens von 1763 anstrebte. Allein diese amerikanisch-bourbonische Verbindung, der erst indirekt und dann direkt auch die Niederlande beitraten, sorgte bereits vor der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 dafür, dass die amerikanischen Kolonien frühzeitig in einen Konflikt involviert waren, der infolge des bourbonisch-britischen Gegensatzes globale Züge annahm. Für die amerikanischen Revolutionäre waren mithin Schlachten in Indien oder Seegefechte zwischen der britischen und französischen Marine vor den Küsten Afrikas und im Mittelmeer kaum weniger bedeutsam als der Krieg auf dem eigenen Territorium. Aus der Perspektive der Geschichte der internationalen Beziehungen ist es allerdings wichtiger, festzuhalten, dass die USA nicht aus einer rein peripheren Situation heraus handelten, sondern mit Beginn ihrer Existenz in einen globalen Rahmen eingebunden waren. Die Vorstellung, die Amerikanische Revolution habe gewissermaßen weit hinten in der Walachei stattgefunden und habe die europäische Mächtepolitik kaum berührt, ist demnach unmittelbar von der Hand zu weisen.<sup>6</sup> Dies erleichterte, ungeachtet des Konflikts mit der Führungsmacht Großbritannien, die Aufnahme der USA in das von Europa dominierte diplomatische und machtpolitische Gefüge der Epoche ebenso wie ihren späteren Aufstieg zur Weltmacht erheblich.

Zum anderen stellte die Amerikanische Revolution weder ideell noch faktisch für das europäische Mächtesystem eine besondere Herausforderung dar. Etwas zugespitzt: Die Amerikanische Revolution wurde als nicht besonders revolutionär wahrgenommen, ja im 19. Jahrhundert galt sie geradezu als konservative Revolution. Selbst die Bannerträger des europäischen antirevolutionären Legitimus, Metternich und Gentz, blickten mit einer gewissen Sympathie auf die andere Seite des Atlantischen Ozeans. Die Amerikanische Revolution galt weniger als Revolution, denn als Versuch einer geordneten, regelgeleiteten, aufgeklärten Erneuerung des politischen Systems, ohne verheerende Neuausrichtung der sozioökonomischen Ordnung. Insofern stellte die Amerikanische Revolution im 19. Jahrhundert gewissermaßen die im Vergleich zu Frankreich in den

6 Vgl. dazu Michael Hochgeschwender, „Die USA: Ein Imperium im Widerspruch,“ in *Zeithistorische Forschungen* 3/1 (2006): 55–76.

Augen von Konservativen und Rechtsliberalen bessere Revolution dar.<sup>7</sup> Umgekehrt entwickelten die USA ein je nach politischen Lagern sehr unterschiedlich ausfallende, in hohem Maße ambivalentes Verhältnis zur Französischen Revolution, die vom konservativen politischen Spektrum in Nordamerika lange schlicht abgelehnt wurde. Allerdings darf nicht vergessen werden, wie sehr dies erst in Kenntnis der Exzesse der Französischen Revolution oder der Gewaltausbrüche der Sklavenrevolte auf Haiti zum Tragen kam.<sup>8</sup> Den amerikanischen Revolutionären ging es im Kern zuvörderst um die partikularen Rechte freier Engländer, nicht um universalistische allgemeine Menschenrechte, wie sie die Franzosen in ihrer Revolution von Beginn an propagierten. An einen Export amerikanischer revolutionärer Ideen war mithin nur in Ausnahmefällen zu denken, etwa bei französischen Kleinadeligen, die sich enthusiastisch in den Dienst der Revolution gestellt hatten, oder in den spanischen Kolonien – also ausgerechnet bei den Verbündeten der USA –, während die Strahlkraft der amerikanischen Ideen in den 1770er und 1780er Jahren bereits bei den Frankokanadiern und bei gefangenen hessischen Soldaten auf deutliche Grenzen stieß.<sup>9</sup>

Aber nicht allein die mangelnde Universalität der revolutionären Weltanschauung und das Fehlen genozidaler Praktiken gegenüber den weißen Gegnern, sondern in erster Linie die perzipierte Schwäche der nachrevolutionären Republik erleichterte die Integration der USA in das diplomatische System des globalisierten Alteuropa. An den Höfen der europäischen Monarchen war man sich ebenso wenig wie in den USA sicher, ob und wie lange das nordamerikanische Experiment funktionieren würde. Eine territorial ausgedehnte Republik erschien gewagt bis unmöglich. Republiken, so eine auch in Nordamerika weit verbreitete Auffassung, konnten nur überleben, wenn sie klein waren, polisartig wie die oberitalienischen und oberdeutschen Städte oder doch zumindest überschaubar wie die Kantone der Schweizer Eidgenossenschaft. Nur solche

7 Zum Kontext vgl. Gwenda Morgan, *The Debate on the American Revolution* (Manchester: Manchester University Press, 2007) und Alana Gibson, *Understanding the Founding: the Crucial Questions* (Lawrence: University Press of Kansas, 2010) sowie Simon P. Newman, *Europe's American Revolution* (New York: Palgrave Macmillan, 2006).

8 Die Haitianische Revolution wurde vor allem im sklavenhaltenden Süden der USA mit höchster Besorgnis und zum Teil fanatischer Ablehnung beobachtet. Eine diplomatische Anerkennung der von Schwarzen regierten Republik kam nicht in Frage. Selbst der Name Haiti war in den USA bis 1862 mit dem Anathema belegt. Man redete konsequent nur von der Insel Santo Domingo, vgl. Stefan Rinke, *Revolutionen in Lateinamerika: Wege in die Unabhängigkeit, 1760–1830* (München: C. H. Beck, 2010), 69–116.

9 Optimistischer mit Blick auf die Frankokanadier ist Mark A. Anderson, *The Battle for the Fourteenth Colony: America's War of Liberation in Canada, 1774–1776* (Hanover: University Press of New England, 2013), 57–70. Zu den Hessen vgl. Rodney Atwood, *The Hessians: Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution* (Cambridge: Cambridge University Press, 2002).

Territorien vermochten gemäß dieser Vorstellungswelt jene Bürgertugend zu generieren, von der das Überleben eines republikanischen Staatswesens faktisch abhing. Flächenstaaten aber liefen a priori Gefahr, aus ihrer eigenen zentralistischen Dynamik heraus, nahezu automatisch Monarchien oder Despotien auszubilden. Interessanterweise versuchten die USA allerdings gleichzeitig beide Wege zu gehen, den der Kleinstaaterie unter den *Articles of Confederation* und der gemischten Verfassung von 1787 sowie den des imperialen Expansionismus auf kontinentaler Ebene mit der *Land Ordinance* und der *Northwestern Ordinance* der frühen 1780er Jahre. Diese regelten die Eingliederung neuer Gebiete in das kleinagrarisches *Empire of Liberty*, das selbst dem Kritiker des Zentralstaates Thomas Jefferson vorschwebte.<sup>10</sup> Schließlich schuf man mit dem Amt des Präsidenten nach den überwiegend schlechten Erfahrungen mit der dezentralen Herrschaftsstruktur zwischen 1776 und 1787 eine exekutive Autorität, die mehr Rechte und Prärogativen innehatte als der britische Monarch sie im 18. Jahrhundert jemals zu beanspruchen gewagt hätte.<sup>11</sup> Nun erst, ab 1789, wurde der mühsame und langwierige Weg in den auch transatlantisch bedeutsamen nationalen und kontinentalen Machtstaat konsequent beschritten. Neben diesen allgemeinen, eher staatstheoretischen Überlegungen hatte man im Europa der 1780er und 1790er Jahre nicht vergessen, wie wenig die Revolution überhaupt überlebensfähig gewesen wäre, hätten sich die Franzosen nicht derart massiv finanziell und militärisch sowie mit ihren indianischen Netzwerken engagiert.<sup>12</sup>

Aber so machtpolitisch peripher und vergleichsweise schwach wie die USA in den Jahrzehnten nach ihrer Gründung auf europäische Zeitgenossen wirken mochten, so interessant waren sie in ökonomischer Hinsicht. Zwischen 1720 und 1770 hatten die 13 Festlandskolonien einen eingangs des 18. Jahrhunderts von kaum jemandem für möglich gehaltenen wirtschaftlichen Aufschwung erfahren.<sup>13</sup> Dabei war ihnen der *wise and salutary neglect* seitens des Mutterlands, also die Konzentration auf die Hannoveraner Interessen, ebenso entgegengekommen, wie der Fokus des Mutterlandes auf die Karibik. Ungeachtet der restriktiven Handelsbeschränkungen in den merkantilistisch angelegten *Navigation Acts*, die ausschließlich den Interessen des Zentrums dienen sollten, war es den

10 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 405–430.

11 Dazu ausführlich Eric Nelson, *The Royalist Revolution: Monarchy and the American Founding* (Cambridge: Belknap Press, 2014), 184–228.

12 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 288–296.

13 Alison G. Olson, „The Changing Socio-Economic and Strategic Importance of the Colonies in the Empire,“ in *A Companion to the American Revolution*, hrsg. von Jack P. Green und Jack R. Pole (Malden: Wiley-Blackwell, 2004), 19–28 sowie Edwin J. Perkins, „Socio-Economic Development of the Colonies,“ in *A Companion to the American Revolution*, hrsg. von Jack P. Green und Jack R. Pole (Malden: Wiley-Blackwell, 2004), 51–59.

höchst umtriebigen Bewohnern der nordamerikanischen Kolonien gelungen, sich ökonomisch gegenüber dem Mutterland nicht allein zu behaupten, sondern erst die karibischen Kolonien in der Wirtschaftsleistung zu überholen und dann allmählich auf das Mutterland aufzuschließen. Insbesondere die extrem niedrige Steuer- und Abgabenlast beförderte das Wirtschaftswachstum. Ein britischer Untertan in Virginia oder Connecticut zahlte im Schnitt nur 1/26 der Steuern eines Landsmannes in Großbritannien.<sup>14</sup> Und dort, wo Steuern und Abgaben anfielen, wusste man sich zu helfen: Nordamerika war ein Paradies für Schmuggler. Die nahen französischen, spanischen und niederländischen Kolonien luden geradezu zum illegalen Handel ein. Vermutlich dürfte der Anteil des Schmuggels mit karibischer Rummelasse am BIP von Rhode Island annähernd 80% betragen haben. Aber selbst über den amerikanischen Kontinent hinaus waren die Nordamerikaner schon lange vor 1776 präsent. Ihre Handelsflotte stand derjenigen Großbritanniens kaum nach. Um 1779 belief sich der amerikanische Mittelmeerhandel bereits auf 707.000 £<sup>15</sup>, obwohl die Briten den militärischen Schutz amerikanischer Schiffe längst eingestellt hatten. Neben schmuggelnden Fernhändlern waren in erster Linie Walfänger aus Neuengland auf den Weltmeeren unterwegs. Die Amerikaner handelten mit Holz, Fisch und Getreide, aber überdies mit selbst fabrizierten Manufakturwaren. 1770 verfügten die Festlandskolonien über 40% der britischen Wirtschaftsleistung bei gerade einmal 4% der Steuerlast. Hier war ein Konflikt vorprogrammiert. Gleichzeitig erleichterte die ökonomische Position der Kolonien den späteren Einstieg der USA auf das internationale mächtropolitische Parkett, da viele Staaten nicht nur Europas ein Interesse am Handel mit den USA hatte, was automatisch die durch Handelsverträge bedingte diplomatische Anerkennung, wenngleich nicht unbedingt den Austausch von Gesandten, implizierte. Immerhin waren in aller Regel konsularische Beziehungen die Folge derartiger Abkommen.

Ein weiterer Faktor, der die internationale Integration der jungen Republik begünstigte, sollte nicht komplett ausgeblendet werden, nämlich die transatlantischen kulturellen Verflechtungen, in welche die USA einbettet waren. Man denke nur an eine Person höchsten internationalen Renommées wie Benjamin Franklin, dessen Werke in Nordamerika, Großbritannien, Frankreich sowie dem Heiligen Römischen Reich gelesen wurde und der Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien war. Auch Thomas Jefferson und Thomas Paine erfreuten sich hohen Ansehens zumindest in bestimmten Teilen des gebildeten Publikums in Europa. Alle drei standen indes nicht nur als Personen im Blickpunkt. Sie hatten Anteil an einer kulturellen Struktur, die man

14 Wende, *Empire*, 108.

15 Luella J. Hall, *The United States and Marocco, 1776–1951* (Metuchen: Scarecrow, 1971), 44–45.

als transatlantischen Whig-Diskurs bezeichnen kann.<sup>16</sup> Diese Öffentlichkeit bildete über ihre Briefkultur, ihre Magazine, ihre Bücher und ihre vielfältigen persönlichen Kontakte ein Netzwerk, das an Umfang und Einfluss seinesgleichen suchte. Die Angehörigen der Whig-Kultur teilten einen bestimmten Geschmack, politische Werthaltungen und Ideen, Formen von Anstand, Takt, Humor und Wissen, kurz: Sie schufen einen Ordnungsrahmen, eine kulturelle Struktur, die auf beiden Seiten des Atlantiks nicht zuletzt unter dem Stichwort der Aufklärung geteilt wurde, was gegenseitiges Verstehen erleichterte. Gerade in diplomatischen Belangen konnte dieses Verständnis hilfreich sein. Auf dieser Ebene standen die Amerikaner weder an der Peripherie oder gar Draußen; sie waren nicht die exotisch Anderen, sondern ein integraler Bestandteil der diskursiven und personalen Struktur. Diese Intimität wurde durch die von den kolonialen, oligarchischen Oberklassen, insbesondere im Süden und von den Feudalherren am Hudson River geübte Praxis der aristokratischen *Grand Tour* durch die Zentren Europas noch einmal intensiviert. Einzig die Oberklasse des isolierten Massachusetts hatte an dieser Form gegenseitigen Kennenlernens keinen Anteil.

Vor diesem komplexen, von wechselseitiger Durchdringung jenseits der reinen Unterscheidung von Zentrum und Peripherie charakterisierten strukturellen Hintergrund wird verständlich, wie und warum sich die USA inmitten der Revolution so vergleichsweise rasch in das europäische und globale internationale System integrierten. Realpolitischer Ausgangspunkt für diesen Prozess war allerdings die konkrete politisch-militärische Situation des Jahres 1775. Zu Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hatten sich Großbritannien und Frankreich unter der Hand, in einem Akt legitimistischer Solidarität, gegenseitig versichert, die laufende Rebellion nicht für eigene Ziele auszuschlachten. In erster Linie betraf dies Frankreich, das seit 1763 Revanchegelüste gegenüber den Briten hegte.<sup>17</sup> Am Hofe König Ludwig XVI. bildete sich denn auch rasch eine revanchistische Partei um den Außenminister Vergennes, die ungeachtet des *Gentlemen's Agreement* mit London den amerikanischen Rebellen Avancen machte. Freilich fand sich bald eine schlagkräftige Opposition um den Finanzminister Necker und andere Etatexperten, denen nur zu bewusst war, wie miserabel die finanzielle Situation Frankreichs war. Umgekehrt hatten die Amerikaner ein großes Interesse an französischer Hilfe, da ihre Eigenmittel schlicht nicht ausreichten, sich auf Dauer mit der führenden Weltmacht anzulegen. Obendrein konnten die Franzosen ihnen Zugang zu den indianischen Netzwerken der noch auf dem nordamerikanischen Kontinent operierenden *coureurs de bois* verschaffen. In Anbetracht der Tatsache, dass die Mehrheit der indianischen Stammeskoalitionen Seite an Seite mit der britischen Krone kämpfte, konnte diese Unterstützung,

16 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 75–99.

17 Latané und Wainhouse, *Foreign Policy*, 1–28; Horsman, *Diplomacy*, 18–27.

die theoretisch bis zu den Sioux im Westen reichte, nur hilfreich sein. Angesichts der Probleme der Rebellen machte es Sinn, internationale Kontakte, allen voran zu den Bourbonenmächten Frankreich und Spanien sowie zu den finanzstarken Niederlanden aufzubauen. Es war dann der zweite Kontinentalkongress, der im Herbst 1775, das heißt deutlich vor dem Entschluss zur Unabhängigkeit, die Initiative ergriff. Das *Secret Committee of Correspondance* wurde eingerichtet, das aus fünf Mitgliedern, darunter Benjamin Franklin und John Jay, bestand und primär zwei Ziele verfolgte. Eines war der am Ende gescheiterte Angriff auf Québec, das andere, deutlich erfolgreicher, die Kontaktaufnahme mit Frankreich. Die anfangs sehr diskrete Annäherung zwischen Franzosen und Amerikanern entbehrte indes nicht einer pikanten Note, kämpften die amerikanischen Rebellen doch offiziell für die traditionellen Rechte freier, protestantischer Engländer gegen die Machtanmaßung des imperialen Westminsterparlaments und dies ausgerechnet mit Hilfe des katholisch-absolutistischen Frankreichs. Mehr noch: Kaum etwas hatte die Amerikaner während des Siebenjährigen Krieges ab 1757 derart begeistert, wie Sir William Pitts patriotische Appelle an das Überlegenheitsgefühl protestantischer Briten gegenüber dem katholischen Rivalen auf dem Kontinent. Und nun suchte man die Nähe zu dem vorgeblichen Despoten in Paris. Als diese Verbindung 1776 ruchbar wurde, verloren die amerikanischen Whigrebellen schlagartig die Sympathie vieler ihrer Freunde in England, Schottland und Irland.<sup>18</sup> Selbst in Nordamerika war der Schritt mehr als umstritten. Die antispanische und antikatholische Schwarze Legende erfreute sich in ganz Nordamerika außerhalb Québecks größter Beliebtheit<sup>19</sup> und der *Québec Act* von 1774 mit seiner Einrichtung einer ordentlichen katholischen Hierarchie im ehemaligen Neufrankreich, war ein unmittelbarer Auslöser der Rebellion gewesen.<sup>20</sup> Schließlich darf der antikatholische Einfluss der ersten Erweckungsbewegung um 1740 in Nordamerika nicht unterschätzt werden. John Dickinson, ein quäkerischer Veteran der *Stamp Act*-Krise von 1765 opponierte heftig, John Galloway und möglicherweise auch Benedict Arnold wechselten wegen des informellen Bündnisses mit Frankreich zur Krone. Dessen ungeachtet wurde Silas Deane mit der geheimen Mission nach Paris beauftragt.

Unterdessen setzte sich am Hof Ludwig XVI. allmählich die revanchistische Partei um Vergennes durch. Dem Außenminister gelang es in der Folge die zögerlichen Spanier ebenso ins Boot zu bekommen wie die Niederlande.

18 Vgl. die diversen Beiträge in Newman, *Europe's American Revolution*.

19 Siehe dazu Philip Wayne Powell, *Tree of Hate: Propaganda and Prejudices Affecting United States Relations with the Hispanic World* (Albuquerque: University of New Mexico Press, 2008), 93–130.

20 Patrick Griffin, *America's Revolution* (New York: Oxford University Press, 2013),

Während die Franzosen bereits im Herbst und Winter über geheime Kanäle, die der Dichter Beaumarchais in Spanien aufgebaut hatte, erste Geld- und Waffenlieferungen nach Nordamerika versandten und dort die indianischen Netzwerke der verbliebenen *coureurs de bois* aktivierten, was die Indianerkriegführung zusätzlich anheizte, forderten die Bourbonen und die Niederlande ein deutliches Zeichen ihrer ernstesten Absichten von den Amerikanern. An dieser Stelle verbanden sich nun die kontroversen Debatten über eine mögliche Unabhängigkeit der 13 Kolonien vom Mutterland mit dem Bestreben des 2. Kontinentalkongresses, Hilfe von den europäischen Mächten zu generieren. Die französische Hilfe kam genau zu dem Zeitpunkt, als die Mehrheit der Whigrebelln begann, sich zu radikalisieren. Zum einen hatte die Erklärung Georg III., die *Royal Navy* gegen die aufrührerischen Kolonien einzusetzen,<sup>21</sup> den Schwerpunkt der Kritik vom Westminsterparlament auf den König verschoben, ein Aspekt der durch die freilich allzu lange überschätzte Polemik von Thomas Paine gegen den Monarchen in *Common Sense*<sup>22</sup> noch verschärft wurde. Zum anderen hatte der Angriff der Kontinentalarmee auf Québec, das sich gar nicht im Zustand der Rebellion befand, einen militärischen *point of no return* angezeigt. Die Rebellen verteidigten nun nicht mehr nur ihre Ideale, Interessen und ihre Heimat, sondern sie griffen auf andere britische Territorien über und versuchten mithin, ihre Revolution expansiv zu exportieren. Diese neue Situation gab dem Kontinentalkongress nun die Gelegenheit, den potentiellen europäischen Alliierten die Ernsthaftigkeit des amerikanischen Konfliktes mit Großbritannien zu demonstrieren. In einem ersten Schritt wurden im April 1776 sämtliche *Navigation Acts* außer Kraft gesetzt und die nordamerikanischen Häfen dem internationalen Handel geöffnet. Der folgerichtige zweite Schritt kam dann im Juli 1776, nämlich die Unabhängigkeitserklärung, die in britischen Augen nichts anderes sein konnte, als ein Akt des Hochverrats. Von nun an gab es für die Rebellen keinen Weg zurück. Für Frankreich und später für Spanien und die Niederlande war dies ein klares, unzweideutiges Signal, substantielle Hilfen einzuleiten. Insbesondere Frankreich und die Niederlande wurden zu den zentralen Finanziers des Unabhängigkeitskrieges, ohne die ein ökonomisches Überleben der eben erst gegründeten USA kaum vorstellbar gewesen wäre. Dabei waren die Franzosen konsistenter und zuverlässiger, da sie bis 1781 den USA regelmäßig selbst dann zur Seite standen, wenn

21 Vgl. z. B. Conway, *American Revolutionary War*, 31–56.

22 Vgl. Trish Loughran, *The Republic in Print: Print Culture in the Age of U.S. Nation Building, 1770–1870* (New York: Columbia University Press, 2007), 33–104, die mit äußerst überzeugenden buchwissenschaftlichen Argumenten belegt, dass Paines Polemik gar nicht so weit verbreitet gewesen sein kann wie bislang angenommen wurde. Leider hat ihre Studie von historischer Seite noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit gefunden.

weder unmittelbare Erfolge noch gar eine Rückzahlung von Krediten in Aussicht standen, was für die Niederländer nie in Frage kam. Der Hof in Versailles ging sogar einen Schritt weiter. Am 6. Februar 1778 kam es zum Abschluss eines formellen Allianzvertrags, der den Einsatz der französischen Flotte und regulärer französischer Soldaten in Nordamerika und der Karibik ermöglichte. Großbritannien reagierte augenblicklich mit der Kriegserklärung an Frankreich, womit der regional begrenzte Unabhängigkeitskrieg zum Weltkrieg mutierte.

Mit dem Allianzvertrag hatte Frankreich als eine der beiden europäischen Hegemonialmächte die USA diplomatisch anerkannt. Zwar blieb die französisch-amerikanische Allianz fragil, man agierte interessengeleitet und misstraute sich gegenseitig. Vor allem unterstellten die Amerikaner den Franzosen immer wieder Vorsicht bis zur Feigheit, wenn es beispielsweise um den Einsatz der Flotte ging. Aber dennoch zahlte sich die Allianz in erster Linie für die USA aus. Im Vorfeld der entscheidenden Landschlacht zwischen Franzosen und Amerikanern einerseits und den Briten mit ihren deutschen Hilfstruppen andererseits bei Yorktown war den Franzosen ein wichtiger Erfolg gelungen. Zum ersten und einzigen Mal zwischen 1690 und 1815 siegte eine französische über eine britische Flotte (im Grunde handelte es sich lediglich um ein Unentschieden, das für die Briten jedoch faktisch in eine Niederlage mündete) bei Virginia Capes, was den Sieg von Yorktown überhaupt erst ermöglichte. Ohne große Übertreibung kann man festhalten, dass ohne die Unterstützung durch die Bourbonenmächte die amerikanische Unabhängigkeit kaum hätte vollzogen werden können. Dies hinderte die Amerikaner indes nicht daran, sofort nach Ende der Kampfhandlungen im Verlauf der Pariser Friedensverhandlungen zu einer Politik des *sacro egoismo* überzugehen.<sup>23</sup> Obwohl man den Franzosen und Spaniern zugesichert hatte, keine Separatverhandlungen mit den Briten aufzunehmen, nutzten die Amerikaner zum einen die internen Spannungen in der britischen Delegation und zum anderen die britischen Siege über die Franzosen und Spanier 1782 aus, um nach einem sehr großzügigen Angebot der Briten aus der Allianz mit den Bourbonen kurzerhand auszuschneiden und einen eigenen Präliminarfrieden abzuschließen. Mithin stimmten die Briten der amerikanischen Unabhängigkeit überraschend relativ schnell zu, um gleichzeitig die USA aus der Allianz mit den Bourbonen zu lösen.

Damit waren die USA völkerrechtlich auch von ihrem wichtigsten Gegner anerkannt und kurz darauf kam ein Austausch von Botschaftern zwischen den USA und Großbritannien zustande. Dies bedeutete gleichwohl kein Ende des Konflikts mit London. Bis 1815 fuhren die Briten einen Kurs der permanenten Nadelstiche gegen die USA, indem sie unter anderem die Shawnee-Konföderation in ihrem Kampf gegen die Amerikaner unterstützten, weiterhin

23 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 260–265.

völkerrechtswidrig kleine Festungen auf amerikanischem Boden unterhielten und immer wieder amerikanische Soldaten von fremden Schiffen entführten und in den Dienst in der *Royal Navy* zwangen, das sogenannte *Impressment*. Die Vielzahl dieser Konflikte im Verbund mit einem im wachsenden Maße expansionistischen Nationalismus der nachwachsenden Politikergeneration führte schließlich in den Krieg von 1812.<sup>24</sup> Frankreich hingegen profitierte von der Kriegsallianz mit den USA kaum bis gar nicht. Letztlich war die Französische Revolution in mancher Hinsicht das finanzpolitische Ergebnis der übermäßigen Anstrengungen des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs, ganz wie Necker es vorhergesehen hatte. Aber selbst nach der Revolution von 1789 blieben die USA aus französischer Sicht ein notorisch unzuverlässiger Partner. Weder in den Revolutionskriegen noch während der napoleonischen Kriege unterstützten die USA die revolutionäre Schwesternation, die vor allem von den Parteilägern Thomas Jeffersons in den *Democratic-Republican Clubs* mit ebenso viel Pathos gefeiert wurde, wie sie von den antirevolutionären *Federalists* gefürchtet und gehasst wurde. Unter dem föderalistischen Präsidenten John Adams kam es 1798–1800 sogar zum „Quasi Krieg“, in dessen Verlauf amerikanische und französische Schiffe sich wiederholt Scharmützel lieferten.<sup>25</sup> Selbst Jefferson legte als Präsident keinen großen Wert darauf, Frankreich aktive Solidarität zu zeigen, sondern wahrte bestenfalls freundliche Neutralität, um gleichzeitig die Kontinentalsperre zu unterlaufen. Immerhin reichte diese Position aus, um 1803, nach dem Scheitern von Napoleons karibischen Plänen auf Saint Domingue, dem heutigen Haiti, das Territorium Louisiana westlich des Mississippi günstig zu erwerben.<sup>26</sup>

Aber all dies belegt, wie erkennbar schnell die USA nach der Anerkennung durch Frankreich, der sich Spanien angeschlossen hatte, und Großbritannien in das europäische Mächtesystem eingebunden waren. Von echter Isolation konnte demnach zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Bereits vor dem Friedensvertrag, aber nach der Schlacht von Yorktown, hatten die Niederlande 1782 die USA diplomatisch anerkannt, 1783 schloss sich das in Personalunion mit Großbritannien regierte Kurfürstentum Hannover selbstverständlich der britischen Anerkennung an, ebenso das Königreich Schweden, 1791 folgte das Königreich Portugal, 1792 Dänemark, 1794 das reformorientierte Großherzogtum Toskana und 1796 das Königreich beider Sizilien. Allen diesen Verträgen gingen aktive Ersuchen der amerikanischen Konföderation voraus, die darauf drängte, als gleichberechtigter

24 Donald R. Hickey, *The War of 1812: A Forgotten Conflict* (Urbana: University of Illinois Press, 2012).

25 Gordon S. Wood, *Empire of Liberty: A History of the Early Republic, 1789–1815* (New York: Oxford University Press, 2009), 176–187 et passim.

26 Horsman, *Diplomacy*, 48–56.

Handelspartner akzeptiert zu werden.<sup>27</sup> Zwei Großmächte verweigerten jedoch vorerst aus politischen Gründen diesen Akt, das Zarenreich und die österreichischen Erblande. Im russischen Falle war die vorerst ablehnende Haltung insofern nur schwer nachvollziehbar, als Zarin Katharina II. sich 1775 dem britischen Ansinnen verweigert hatte, 30.000 Kosaken zur Niederschlagung des amerikanischen Aufstandes nach Nordamerika zu entsenden, vermutlich aus Sorge um ihr Ansehen bei den aufgeklärten Denkern Westeuropas. Aber schon 1780 verweigerte der Hof in St. Petersburg dem amerikanischen Gesandten Francis Dana ebenso den Empfang wie 15 Jahre später. Dana lebte daraufhin als Privatmann und inoffizieller Vertreter der USA im Zarenreich.<sup>28</sup> Die Gründe für diesen Schritt liegen im Dunkeln. Offenbar befürchtete die zarische Regierung, eine Akzeptanz der Loslösung der britischen Kolonien vom Mutterland könnte Rückwirkungen auf die eigenen Territorien haben. Erst 1803, nach dem Quasi-Krieg der USA mit Frankreich und als erkennbar wurde, dass auch Präsident Jefferson keine Allianz mit Frankreich anstrebte, kam es zur diplomatischen Anerkennung der USA durch das Zarenreich. Danach entwickelte sich eine recht gute, fast freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden späteren Kontrahenten des Ost-West-Konflikts, ungeachtet der hochgradig differenten politischen Systeme. Während des Krimkrieges und des Amerikanischen Bürgerkrieges kooperierten das Zarenreich und die USA unter antibritischen Vorzeichen, 1867 verkaufte Russland Alaska zu außerordentlich günstigen Bedingungen an den nordamerikanischen Freistaat. Erst als in den 1880er Jahren die Nachrichten über antisemitische Pogrome die USA erreichten, kühlten sich die beiderseitigen Beziehungen spürbar ab.

Die österreichische Führung dürfte noch weitaus mehr als der Zarenhof von dem Gedanken bedrückt worden sein, die USA könnten als Präzedenzfall für separatistische Strömungen dienen. Noch vor der französisch-amerikanischen Allianz lehnte es der Wiener Hof 1777 ab, eine amerikanische Gesandtschaft zu empfangen. Allerdings schloss man sich mit Preußen, Dänemark, Schweden und dem Königreich beider Sizilien zusammen, um den freien Handel mit Nordamerika gegen die britische Blockadepolitik zu gewährleisten, womit Österreich immerhin indirekt die Existenz der USA hinnahm.<sup>29</sup> Es dauerte bis ins Jahr 1797, ehe Österreich dann doch, unter der antifranzösischen Politik von John Adams die diplomatische Anerkennung aussprach, um sie dann trotzdem bis 1838 auf das konsularische Niveau zu beschränken. Einzig in Triest saß ein

27 Vgl. dazu Hermann Wellenreuther, *Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation: Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783–1796* (Münster: LIT, 2016), 303–315.

28 Vgl. Max M. Laserson, *The American Impact on Russia, 1784–1917* (New York: Collier Books, 1962), 57–70.

29 Herring, *From Colony*, 23.

amerikanischer Konsul, der vor allem für die beiderseitigen Handelsbeziehungen zuständig war. Damit folgte Österreich dem Beispiel einiger anderer Mächte, die sich gleichfalls darauf beschränkten, die USA auf der Ebene von konsularischen Handelsbeziehungen und Handelsverträgen, aber ohne Botschafteraustausch anzuerkennen. In Anbetracht der Kosten einer regulären ständigen Gesandtschaft lag dies im beiderseitigen Interesse. So hatte 1785 das Königreich Preußen einen Handelsvertrag abgeschlossen. Bereits 1784 war das chinesische Kaiserreich vorgeprescht, allerdings auf eine recht eigentümliche Weise. China hatte ein amerikanisches Konsulat in Guangzhou zugelassen, ohne gleichwohl den Konsul als solchen diplomatisch anzuerkennen. Parallel dazu hatte ebenfalls 1784 der päpstliche Kirchenstaat über den Apostolischen Nuntius die USA de facto als Handelspartner anerkannt und ihnen die Erlaubnis erteilt, die Häfen des Patrimonium Petri für den Handel zu nutzen und in Ostia und Civitavecchia Konsuln zu stationieren.<sup>30</sup> Dies war erstaunlich, einmal wenn man an die konservativen Prinzipien vatikanischer Politik denkt, zum anderen aber auch wenn man sich den Antikatholizismus der US-Amerikaner vor Augen führt, der in der Revolution keineswegs verschwand. Die Kontakte zum Vatikan waren denn auch in der Folge nie ganz frei von ideologischen Problemen. Es blieb Ronald Reagan und Johannes Paul II. vorbehalten, in den 1980er Jahren, 200 Jahre nach der de facto-Anerkennung der USA durch den Heiligen Stuhl, den Austausch regulärer Botschafter zu vereinbaren.<sup>31</sup>

Das insgesamt pragmatische Vorgehen der Preußen, Chinesen und des Vatikans erleichterte, anders als die zu Beginn eher abwehrende Haltung Russlands und Österreichs, den Einstieg der USA auf das internationale Parkett. Vor allem erlaubte es, allmählich ein eigenes diplomatisches Corps einzurichten, das insbesondere auf konsularischem Niveau bereits eingangs des 19. Jahrhunderts recht breit aufgestellt war. Allerdings fehlte es bei den Konsuln und den Botschaftern noch über ein Jahrhundert lang an Professionalität. Im Unterschied zu den europäischen Mächten, bei denen vor allem nach dem Wiener Kongress die Diplomaten dank ihres ausgeprägten *esprit du corps* das auf Friedenserhalt ausgerichtete Rückgrat des Mächtesystems darstellten, kannten die USA keine Berufsdiplomaten. Die Konsularvertreter waren überwiegend Kaufleute, die vor Ort ansässig waren und über gute Kontakte verfügten. Die Botschafter wiederum rekrutierten sich aus dem parteipolitischen Umfeld des jeweiligen Präsidenten. Das hatte den Vorteil unbedingter Loyalität gegenüber der regierenden Administration, führte

30 Zu den Daten vgl. „A Guide to the United States History of Recognition since 1776 des Office of the Historian des State Department,“ Zugriff am 27. April 2017, <https://history.state.gov/countries>.

31 Vgl. Massimo Franco, *Parallel Empires: The Vatican and the United States: Two Centuries of Alliance and Conflict* (New York: Doubleday, 2008).

aber gelegentlich dazu, dass die amerikanischen Diplomaten, wie in Ostende 1854, wo drei Botschafter die Annexion Kubas durch die USA verlangten, die Probleme der US-Innenpolitik auf europäischem Boden einfach weitertrieben.

Einen Sonderfall in der Geschichte der diplomatischen Anerkennung der amerikanischen Republik bildete der Mittelmeerraum, allen voran das nördliche Afrika.<sup>32</sup> Es wurde bereits auf das vergleichsweise umfängliche Handelsvolumen zwischen den USA und dem Mittelmeerraum hingewiesen. Dieser Handel litt allerdings unter einem gravierenden praktischen Problem. Seit dem ausgehenden Mittelalter hatten sich einige der formell unter der Oberhoheit des Osmanischen Reiches stehenden nordafrikanischen Emirate darauf spezialisiert, den internationalen Seehandel durch Kaperfahrten zu stören. Die Seeräuberei der Berber- oder Barbareskenstaaten war höchst einträglich, da neben Sachgütern auch Sklaven umgesetzt wurden. Nur wer Tribute an die Emirate bezahlte, kam halbwegs ungeschoren davon. Da den USA nach der Unabhängigkeitserklärung der Schutz durch die britische Flagge fehlte, mussten sie bis 1815 Tribute in Höhe von 10 Prozent ihres Staatshaushaltes entrichten. Selbst der Krieg gegen Tripolitanien und Algier 1801 bis 1805, die erste militärische Überseeaktion der amerikanischen Flotte und des *United States Marine Corps*, brachten nur vorübergehende Entlastung. Einzig Marokko bildete, zumindest zeitweise, eine Ausnahme. Dort hatte Sultan Mohammed I. (1757–1790) Mitte der 1770er Jahre eine Art internationaler Charmeoﬀensive initiiert, mit deren Hilfe er sein gar zu sehr von der Piraterie abhängiges, rückständiges Land modernisieren und ihm neue wirtschaftliche Impulse geben wollte. In diesem Zusammenhang hatten sich die marokkanischen Gesandten in Paris im Herbst 1777 an den Hof in Versailles gewandt, um auf diese Weise den USA ein Angebot zukommen zu lassen. Marokko erklärte sich bereit, die USA de facto durch einen Handelsvertrag mit Meistbegünstigungsklausel anzuerkennen. Gleichzeitig aber beharrte der Sultan, der unter dem Druck einflussreicher Piraten- und Söldnerkreise stand, darauf, dass die USA weiterhin Tribute entrichteten, was sie bis 1785 taten. Die amerikanischen Vertreter stimmten zu, weswegen Marokko unter sämtlichen Staaten der Erde der erste war, der die USA diplomatisch anerkannte.

Insgesamt hatte es keiner zehn Jahre bedurft, um die Vereinigten Staaten von Amerika in das globale Mächtesystem zu integrieren. Die junge Republik war diplomatisch anerkannt worden, sie verfügte über bedeutende, weltweite Handelsbeziehungen bis hin nach China und Indien, amerikanische Schiffe kreuzten im Mittelmeer, dem Pazifik und dem Atlantik, zu Beginn des 19. Jahrhunderts tauchten die ersten amerikanischen Soldaten in Übersee auf. Neben dem Friedenvertrag von Paris wurden in den 1790er Jahren umfangreiche Vertragswerke zur Grenzregulierung mit Großbritannien und Spanien abgeschlossen. Offenbar

32 Vgl. Hall, *Marocco*, 39–47.

hatte keine der beteiligten Monarchien sonderliche Mühe im Umgang mit dem republikanischen Staatswesen. Umgekehrt kannten die USA wenig Berührungsängste mit den Kaisern und Königen Europas, obschon man großen Wert auf die Andersartigkeit des eigenen, allen anderen als Vorbild empfohlenen Regierungssystems legte. Ungeachtet aller weltanschaulichen Überlegenheitsgefühle herrschte gleichwohl auf Seiten der Amerikaner der Primat ökonomischer Interesse vor. Man wollte möglichst umfassend und ungestört weltweit Handel treiben. Nur in einem Punkt blieben die USA eigen: Sie verweigerten sich, trotz der Allianz von 1778, dem europäischen, bellizistischen Mächtehandeln, selbst als mit Frankreich eine gefeierte Schwesterrepublik auf dem Plan erschien. Das wies freilich nicht notwendig auf eine besondere Friedfertigkeit der Republik hin. Die Amerikaner führten auf dem eigenen Kontinent sehr wohl Kriege, gegen die Indianerstämme des Westens etwa, gegen Großbritannien und später, 1846 bis 1848, einen unprovokierten Angriffskrieg gegen Mexiko. Auf diese Weise nutzten die USA ihre geostrategische Position am Rand des internationalen Systems aus, um die eigenen Interessen voranzutreiben.

## Bibliografie

- Anderson, Mark A. *The Battle for the Fourteenth Colony: America's War of Liberation in Canada, 1774–1776*. Hanover: University Press of New England, 2013.
- Andreas, Peter. *Smuggler Nation: How Illicit Trade Made America*. New York: Oxford University Press, 2013.
- Atwood, Rodney. *The Hessians: Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Conway, Stephen. *A Short History of the American Revolutionary War*. London: I. B. Tauris, 2013.
- Leonard, Dick. *Eighteenth-Century British Premiers: From Walpole to the Younger Pitt*. London: Palgrave Macmillan, 2011.
- Elliott, John H. *Empires of the Atlantic World: Britain and Spain in America, 1492–1830*. New Haven: Yale University Press, 2007.
- Franco, Massimo. *Parallel Empires: The Vatican and the United States: Two Centuries of Alliance and Conflict*. New York: Doubleday, 2008.
- Gibson, Alana. *Understanding the Founding: the Crucial Questions*. Lawrence: University Press of Kansas, 2010.
- Gould, Eliga J. *The Persistence of Empire: British Political Culture in the Age of the American Revolution*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2000.
- Griffin, Patrick. *America's Revolution*. New York: Oxford University Press, 2013.
- Hall, Luella J. *The United States and Marocco, 1776–1951*. Metuchen: Scarecrow, 1971.

- Herring, George C. *From Colony to Superpower: U.S. Foreign Relations since 1776*. New York: Oxford University Press, 2008.
- Hickey, Donald R. *The War of 1812: A Forgotten Conflict*. Urbana: University of Illinois Press, 2012.
- Horsman, Reginald. *The Diplomacy of the New Republic, 1776–1815*. Arlington Heights: Harlan Davidson, 1985.
- Hochgeschwender, Michael. „Die USA: Ein Imperium im Widerspruch.“ *Zeithistorische Forschungen* 3/1 (2006): 55–76.
- Hochgeschwender, Michael. *Die Amerikanische Revolution: Geburt einer Nation, 1763–1815*. München: C. H. Beck, 2016.
- LaFeber, Walter. *The American Age: U.S. Foreign Policy at Home and Abroad*. New York: W.W. Norton, 1994.
- Laserson, Max M. *The American Impact on Russia, 1784–1917*. New York: Collier Books, 1962.
- Latané, John H. und David W. Wainhouse. *A History of American Foreign Policy*. New York: Odyssey Press, 1940.
- Loughran, Trish. *The Republic in Print: Print Culture in the Age of U.S. Nation Building, 1770–1870*. New York: Columbia University Press, 2007.
- Marshall, Peter J. *The Making and Unmaking of Empires: Britain, India, and America, c. 1750–1783*. New York: Oxford University Press, 2007.
- Morgan, Gwenda. *The Debate on the American Revolution*. Manchester: Manchester University Press, 2007.
- Nelson, Eric. *The Royalist Revolution: Monarchy and the American Founding*. Cambridge: Belknap Press, 2014.
- Newman, Simon P. *Europe's American Revolution*. New York: Palgrave Macmillan, 2006.
- Office of the Historian of the State Department. „A Guide to the United States History of Recognition since 1776.“ Zugriff am 27. April 2017. <https://history.state.gov/countries>.
- Olson, Alison G. „The Changing Socio-Economic and Strategic Importance of the Colonies in the Empire.“ In *A Companion to the American Revolution*, herausgegeben von Jack P. Green und Jack R. Pole, 19–28. Malden: Wiley-Blackwell, 2004.
- Perkins, Bradford. *The Cambridge History of American Foreign Relations, vol. I: The Creation of a Republican Empire, 1776–1865*. Cambridge: Cambridge University Press, 1993.
- Perkins, Edwin J. „Socio-Economic Development of the Colonies.“ In *A Companion to the American Revolution*, herausgegeben von Jack P. Green und Jack R. Pole, 51–59. Malden: Wiley-Blackwell, 2004.

- Powell, Philip Wayne. *Tree of Hate: Propaganda and Prejudices Affecting United States Relations with the Hispanic World*. Albuquerque: University of New Mexico Press, 2008.
- Rinke, Stefan, *Revolutionen in Lateinamerika: Wege in die Unabhängigkeit, 1760–1830*. München: C. H. Beck, 2010.
- Wellenreuther, Hermann. *Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation: Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783–1796*. Münster: LIT, 2016.
- Wende, Peter. *Das britische Empire: Geschichte eines Weltreiches*. München: C. H. Beck, 2008.
- Wood, Gordon S. *Empire of Liberty: A History of the Early Republic, 1789–1815*. New York: Oxford University Press, 2009.